Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 2

Artikel: An Walter Dietiker

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633886

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gatten mit offenen Armen aufnehmen! Nach Wien! Käferstein, das ist ja eine geradezu königliche Idee! Junge, Junge, das muß ich am Klavier feiern!"

„Und den Ehrendoktor? Wollen wir den nicht auch feiern?"

„Aber ja, Käferstein! Geh! Fliege! Trommele unsere Freunde zusammen ins Restaurant „Kaffeebaum", wo wir unsere musikalische Tafelrunde haben, bitte den Ludwig Schunke, den Dr. Reuter, den Ortlepp, den Knorr und vor allem den Mendelssohn, sie möchten baldigst kommen, wir wollen meinen Doktorhut feiern, wir wollen Silvester feiern und wir wollen meinen Abschied feiern, denn ich will und muß nach Wien!" Und er schob den Freund hastig zur Tür hinaus und stürmte dann an das Klavier und spielte und spielte, und Mutter Steudte, seine treue Haushälterin, schlich sich herein und lauschte still im Ofeneck den herrlichen Klängen, in denen Schumann seine Hoffnungen auf Wien ausströmen ließ. Und plötzlich wiederholte Schumann eine Melodie, die ihm soeben zugeflogen war und spielte sie ein drittes und viertes Mal, und nun hub er zur eben gefundenen Melodie zu singen an, ein Gedicht von Justinius Kerner, das er vor kurzem im Musenalmanach gelesen hatte und das ihm so gefiel, daß er sich's einprägte, und so entstand an diesem denkwürdigen Silvesterabend, geboren aus Freude und aus Sehnsucht nach der glückverheißenden Ferne das köstliche Lied:

Wohlauf, noch getrunken
den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben,
geschieden muß sein!

Und blitzschnell kritzelte er die Noten auf ein Stück Papier, überspielte das Lied noch einmal, dann riß er Mantel und Hut vom Nagel und eilte davon. — Im Restaurant „Kaffeebaum" waren die Freunde ohnehin versammelt, das alte Jahr 1839 mit kräftigem Umtrunk zu Grabe zu bringen und 1840, das junge Jahr, hoffnungsfroh zu begrüßen. Als nun Robert Schumann in das Zimmer stürmte, da umringten die Freunde gratulierend den neubackenen Doktor, der aber rief: „Nach Wien geht es, Kinder, nach Wien! Dort erringe ich mir Ruhm und Geld in Hülle und Fülle und mit diesen dann meine Klara! Und euch, ihr Treuen, ihr Lieben, euch lasse ich etwas zurück, ein Lied, das euch, ich wette drauf, gefallen wird!" Und im Mantel und Hut setzte er sich an das Klavier und spielte sein herrliches, sein köstliches Lied, das heute alle Welt kennt und singt:

Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!

Und die Corona sang bald mit und immer und immer wieder und nun entspann sich eine lustige Silvesterfeier, wie sie die ehrwürdige Schankstube „Zum Kaffeebaum" noch nie erlebt hatte. —

So brach das Jahr 1840 an! Freilich, Schumann ging nicht nach Wien, oder besser, er blieb nicht in Wien, sondern kehrte bald, ganz enttäuscht und wenig gewürdigt, aus der Musikerstadt heim, aber trotzdem war ihm dies so fröhlich begonnene Jahr 1840 wohlgesinnt, denn es bescherte seiner Muse unzählige herrliche Lieder, die allein genügt hätten, Robert Schumann unter die Großen der Musiker einzureihen, und weiter bescherte ihm dies Liederjahr das langersehnte Eheglück. Klara Wiek, die ihren Robert ebenso treu liebte, wie er sie, hatte ihren starrköpfigen Vater verlassen und reiste nach Berlin zu ihrer Mutter, Wieks erster Frau, von der er geschieden lebte, und von Berlin aus erzwang sich Klara Wiek den Heiratskonsens vom Vater durch das Gericht, und am 12. September 1840 traute Pfarrer Wildenhahn, ein Schulkamerad Schumanns, die beiden großen Künstler, Klara Wiek und Robert Schumann, in aller Stille in Schönefeld, einem Dorfe bei Leipzig.

An Walter Dietiker

zu seinem 60. Geburtstag am 18. Januar 1935.

Verehrter, lieber Jubilar!

Sie sind im Begriffe, die bewußte Schwelle zu überschreiten, jenseits welcher man vor der Welt das Recht hat, zu den Alten auf die Ruhebank zu sitzen und Erinnerungsräuchlein aus seiner Pfeife zu saugen. Ich vermute, daß Ihnen dieses Recht — das Schicksal hat es Ihnen ungewollt schon früher zugesprochen — nicht viel sagt, und daß man Sie nach wie vor auf Ihren täglichen Wanderwegen begegnen wird, auf denen Sie nicht Vergangenem nachsinnieren, sondern in gegenwartfrohem Schaffensdrang einen poetischen Gedanken wenden und wägen oder gar schon mit Ihren Schritten die Verse Ihres neuesten Gedichtes skandieren.

Walter Dietiker, Bern.

Ja, so und nicht anders kann ich mir Sie als Sechsziger denken. In meiner Vorstellung sind Sie der Dichter; der Dichter aus Beruf und Berufung. Ein Weltabgekehrter, einer höheren Welt Zugehöriger. Ich könnte Sie mit leichter Mühe in die Zeit Hölderlins und Novalis zurückversetzen. Das Dichtertum war damals mehr als heute vollwertiger Beruf; die Oeffentlichkeit schätzte des Mannes Bedeutung noch nicht so ausschließlich nach seinen Einkünften ab. Da galt noch, wer verbunden war mit der Welt unsterblicher Gedanken und wer aus dieser Verbundenheit heraus Wahrheit in schöner Form verkünden konnte.

Ich weiß, auch Sie tragen schwer an den Problemen, die unsere materialistische Zeit jedem Denkenden auferlegt. Sie sind in dieser Hinsicht kein Weltfremder, Weltabgeschlossener; Sie wandeln mitten unter uns Zeitgenossen, nehmen regen Anteil am Geschehen des Tages und helfen eifrig mit am Gestalten des kulturellen Lebens unserer Nation. Aber Sie schwimmen nicht willenlos hingegeben mit dem Strom, sondern Sie halten sich zu denen, die geistige Dämme bauen möchten gegen die unser Volk bedrohende Flut des Ungeistigen, des Materiellen. Und zu Zeiten, wenn Ihnen das Hasten und Jagen der Welt um Rekorde und Erfolge zu toll wird, retten Sie Ihre Dichterseele in die stillen Buchten der Kunst, des Wohltuns und des Glaubens.

Ich weiß, daß Sie die dichterische Ernte Ihrer letzten Jahre zu einem neuen Bande sammeln. Zu fünf Gedichtbüchern das sechste. Ich freue mich darauf. Denn jedes

Ihrer Bücher bedeutet für uns Alltaggebundene eine Feierstunde. Es öffnet uns Tore zu Blumengärten der Schönheit. Empfangen Sie warmen Dank für die Stunden reinen und unbeschwerten Genusses, die uns Ihre Bücher brachten!

Doch nicht bloß mit Opferdiensten am Altar der Dichtkunst füllen Sie Ihre Muße. Zu billig erschiene es Ihnen, das Edle und Schöne nur zu besingen: Sie erwahren und erproben es in Ihrem Tun. Ich darf nicht Verborgenes unkompetenter Weise aufdecken. Ich darf nur sagen, daß die Kenntnis Ihres gelebten Menschentums meinen Blick für das innere Wesen Ihrer Dichtung geschärft und meine Seele empfänglich gemacht hat für die tiefsten Schönheiten Ihrer Verse. Seien Sie sich an Ihrem Ehrentage bewußt, daß viele um dieser Dinge willen Ihrer in Verehrung gedenken werden.

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." (Faust 2. Teil.)

Gewiß, nicht um Dichterruhm ist es Ihnen zu tun. Ihr ganzes Leben und Werk bezeugt es, daß Sie nicht nach der Gunst der Menge fragen. Es genügt Ihnen, in Bescheidenheit der Kunst und der Wahrheit zu dienen. Sie wissen, daß wir alle mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten. „Mein Herze ist ein kniend Kind", so bekennen Sie in Ihrem schönen Gedicht „Das Gebet". Solch demütiger Sinn adelt Ihr Dichtertum. Ich reiche Ihnen um dieser Demut willen bewegt die Hand. O, möchten die Menschen unserer aufgewühlten Zeit ihren Dichtern, den weltab- und gottzugewandten, mehr Gehör schenken! Dann lägen nicht Revolutions- und Kriegsdrohung auf uns und würde unser Dasein nicht von der Giftwolke des Nationenhasses überschattet.

Lieber Walter Dietiker, es grüßen Sie am 18. Januar alle, die sich mit Ihnen verbunden fühlen im Glauben an ein höheres Ziel des menschlichen Strebens als das auf Geld und Geltung hin! Wir beglückwünschen Sie zum Erreichten an der Pforte Ihres 60. Jahrzehntes. Mögen Sie im Sinne des Schillerwortes weiterwirken:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn ...."

Ihr ergebener H. B.

Prof. Dr. Albert Schweitzer und sein Werk.

Zum 60. Geburtstag, 14. Januar 1935.

Wer Prof. Dr. Albert Schweitzer ist, brauchen wir den Lesern der „Berner Woche" sicher nicht zu sagen. Alle wissen, daß er ein seltener Universalmensch ist, Theologe, Philosoph, Arzt, Chirurg, Musiker, bekannter Bachforscher, Schriftsteller, Missionar, daß er im tropischen Afrika sich müht, die fürchterliche Schlafkrankheit zu bekämpfen. Es gebührt sich, zum 60. Geburtstage des hochgebildeten, edlen Mannes zu gedenken. Albert Schweitzer ist Elsässer, kam am 14. Januar 1875 im Pfarrhause zu Günsbach zur Welt, studierte in Straßburg, Paris und Berlin Philosophie und Theologie, schrieb 1899 als 24jähriger eine Studie über Kants Religionsphilosophie, die bereits eine seltene Reife des Geistes verriet, 1901 eine Schrift über das Abendmahl und eine über das Messianitätsgeheimnis Jesu, faßte 1906 die ganze Forschung über das Leben Jesu in einem Monumentalwerk zusammen, schrieb 1907 das epochemachende Buch über Johann Sebastian Bach. Er erwarb sich den philosophischen Doktorgrad, legte das theologische Examen ab, wurde Vikar an der St. Nicolaikirche und später Leiter des Thomasstiftes zu Straßburg, der Leiter der Bachkonzerte zu St. Wilhelm, lehnte eine Berufung als Theologieprofessor nach Zürich ab, erhielt aber von der Zürcher Hochschule das Ehrendoktorat der Theologie. Und dieser Mensch, der mit seinen Schriften, mit seinem Orgelspiel und als Universitätsprofessor sich bereits einen Namen gemacht hatte, läßt all' das plötzlich im Stich, um in Aequatorialafrika sich der Pflege der kranken Neger zu widmen. Er studierte, schon 30 Jahre alt, Medizin, erwarb sich 1911 den medizinischen Doktorgrad mit einer Dissertation über die psychiatrische Beurteilung Jesu. Er machte mehr: Er opferte sein ganzes Vermögen der Sehnsucht, zu helfen!

Wie kam Schweitzer dazu, seinen schönen, dankbaren Wirkungskreis zu verlassen? Er gibt uns darüber in seinem Urwaldbuche (erschienen im Verlage von Paul Haupt in Bern) Aufschluß: „Die Lehrtätigkeit an der Universität Straßburg, die Orgelkunst und die Schriftstellerei verließ ich, um als Arzt nach Aequatorialafrika zu gehen. Wie kam ich dazu? Ich hatte von dem körperlichen Elend der Eingebornen des Urwaldes gelesen und durch die Missionare davon gehört. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, daß wir Europäer uns um die große humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so wenig bekümmern. Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus schien mir auf uns geredet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im Besitze vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. Die unermeßlichen Vorteile dieses Reichtums nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin. Draußen in den Kolonien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und dem Schmerze ebenso wie wir, ja noch mehr unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu begegnen. Wie der Reiche sich aus Gedankenlosigkeit gegen den Armen vor der Türe versündigte, weil er sich nicht in seine Lage versetzte und sein Herz nicht reden ließ, also auch wir. Die paar hundert Aerzte, die die europäischen Staaten als Regierungsärzte in der Kolonialwelt unterhalten, können, sagte ich mir, nur einen ganz geringen Teil der gewaltigen Aufgaben in Angriff nehmen, besonders da die meisten von ihnen in erster Linie für die weißen Kolonisten und für die Truppen bestimmt sind. Unsere Gesellschaft als solche muß die humanitäre Aufgabe als die ihre anerkennen. Es muß die Zeit kommen, wo freiwillige Aerzte, von ihr gesandt und unterstützt, in bedeutender Zahl in die Welt hinausgehen und

Prof. Dr. Albert Schweitzer.